

Zeitschrift: Librarium : Zeitschrift der Schweizerischen Bibliophilen-Gesellschaft = revue de la Société Suisse des Bibliophiles
Herausgeber: Schweizerische Bibliophilen-Gesellschaft
Band: 21 (1978)
Heft: 1

Artikel: "Autographensammler : lebenslänglich"
Autor: Kallir, Rudolf F.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-388294>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 08.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Dieser ebenso originelle wie verschmitzt-doppelsinnige Buchtitel* könnte zunächst an Kriminelles denken lassen – ein hochgradig fehlbarer Sammler sitzt für den Rest seines Lebens hinter schwedischen Gardinen und zeichnet nun reumütige Erinnerungen auf. Bei näherem Zusehen ergibt sich das genaue Gegenteil – ein Mann von Energie und Intelligenz blickt 1975 in seinem 80. Jahr nicht ohne Stolz auf ein bewegtes, mehrmals durch die politischen Umwälzungen in Europa gefährdetes Leben zurück. Eine früh erwachte Sammlerleidenschaft ließ ihn, *Rudolf F. Kallir*, schon als Wiener Gymnasiasten das ersparte Taschengeld in Autographen umsetzen – vorerst in nicht eben erstrangige Schriftsteller und Komponisten seines Landes. Die Leidenschaft hielt an, «lebenslänglich» in ausgezeichnetster Bedeutung des Wortes, und heute ist Kallir in New York Herr einer erstaunlichen Fülle belangvoller Originalbriefe, -partituren und -notenschriften. Der Akzent liegt auf der musikalischen Romantik und auf dem Lied (wir erwähnen bloß Schumanns drei Streichquartette op. 41, Mendelssohns Klavierkonzert in g-Moll, Liedermanuskripte von Brahms und Hugo Wolf, eine Polka von Smetana). Gewissermaßen an den Flanken stehen einerseits Dokumente bedeutender Naturwissenschaftler und Erfinder, so etwa Daguerre oder Max Planck und Einstein in wichtigen gegenseitigen brieflichen Aussagen, andererseits (neben Dichtern unseres Jahrhunderts) überraschend Sozialisten und Kommunisten: Marx, Liebknecht, Eisner, Lassalle; hier wirkten einige Autographen fort, die der mit Victor Adler, Karl Kautsky und Eduard Bernstein befreundete Wiener Rechtsan-

* Rudolf F. Kallir, «Autographensammler – lebenslänglich», mit einem Geleitwort von Gottfried von Einem, Atlantis Musikbuch-Verlag, Zürich/Freiburg i. Br. 1977.

walt Theodor Mauthner, ein Onkel des Sammlers, seinem Neffen geschenkt hatte.

Zwischen der Jugend in Wien und dem beginnenden Ruhestand in New York liegen Jahrzehnte, in denen Krieg, Umsturz und Inflation auch *dieses* Leben wie so viele andere tief in Mitleidenschaft zogen. «Nach dem Ersten Weltkrieg 1921 Auswanderung in die Tschechoslowakei [hier beginnt eine bürgerliche Laufbahn auf hohen Posten eines internationalen Stahlkonzerns, und zugleich werden die ersten bedeutenden Sammlungsstücke erworben], vor dem Zweiten Weltkrieg Emigration nach England [Verlust des Vermögens, aber nicht der Sammlung], dann nach Amerika, insgesamt fast 50jährige Tätigkeit in der Eisenindustrie, zahllose Reisen ... und schließlich das Verebben im Ruhestand, in dem meine lebenslange Leidenschaft in den Vordergrund rückte.» Jetzt verband Kallir Liebhaberei und Erwerbstätigkeit und baute seine Verbindungen mit Sammlern, Händlern und Auktionshäusern mit viel Fingerspitzengefühl in seine neue Firma «International Autographs» ein, die bald mit zahlreichen Katalogen in der Welt bekannt wurde.

DIE AUTOGRAPHEN AUF DEN FOLGENDEN ZWEI SEITEN

1 Robert Schumann: Original des Liedes «Du bist wie eine Blume» mit Widmung. Vgl. S. 39.

2 Frédéric Chopin: Ballade in f-Moll, op. 52. Manchmal gelingt es dem Sammler Kallir, Dokumente in seiner Hand zu vereinen, in denen sich Begegnungen zwischen bedeutenden Menschen unmittelbar spiegeln. So besitzt er einen Brief Robert Schumanns aus Leipzig vom 14. September 1836, worin der Komponist erzählt, wie eines Tages plötzlich die Tür seines Zimmers aufgeht: «Wer tritt herein? Chopin. Er setzt sich ans Klavier und spielt mir seine neueste Ballade vor.» Es ist genau dieselbe, von der diese Originalseite in der Sammlung Kallir liegt.

Beide Abbildungen aus Rudolf F. Kallir, «Autographensammler – lebenslänglich».

p. 40. Detmar's

A handwritten musical score consisting of five staves. The notation is dense and includes various musical symbols such as notes, rests, and beams. There are several instances of heavy blacked-out sections, likely indicating corrections or deletions. The handwriting is in dark ink on aged paper. The staves are arranged vertically, with the first staff at the top and the fifth at the bottom. The notation appears to be for a single melodic line, possibly for a piano or violin. The paper shows signs of age, including some staining and wear.

In dem sehr gepflegten, 120 Seiten starken Pappband erzählt er kurzweilig und ohne Umschweife von seiner Beziehung zu seinen Sammelstücken, von ihrer Herkunft, ihren Urhebern, von Menschen, zu denen sie ihn führten, bisweilen öffnen sich Durchblicke auf historische Hintergründe unseres Jahrhunderts. In über vierzig Wiedergaben bringen sich Kostbarkeiten unter seinen Autographen selber dem gefesselt mitgehenden Leser nahe. Ein Bericht des berühmten Erzählers Johannes Urzidil über seinen Besuch in der erstaunlichen Sammlung des Mannes, der so ermutigend bewies, was Standfestigkeit auch in schwierigen Lebensepochen heißt, ist dem Band eingefügt. Darin wird einmal in schöner Steigerung ausgesprochen, was den zeitlosen Zauber bedeutender Autographen ausmacht: «Wir sprechen ... über das unmittelbare Erlebnis des Blattes Papier mit seiner Tönung und Form, Struktur und Körnung, die verblaßten oder noch entschieden dunklen Tinten, den Duktus der Schriften, den Zug des Temperaments, diese fast physische Gegenwärtigkeit des Schreibenden, dieses Stückchen materieller Welt, auf das ein bewunderter Geist eine Weile lang konzentriert war und es mit Ewigkeit durchdrang.» Bx.

Schumanniana

(Rudolf F. Kallir hatte kurz vor dem Zweiten Weltkrieg die drei Streichquartette Robert Schumanns erworben.)

... Nach dem Krieg vergrößerte sich die Schumann-Sammlung zusehends, bis ein Ereignis eintrat, das das Bild erst vervollständigte und mit einem Glanz erhellte, der mir, dem Musikhistorischen so Zugeneigten, unvergeßlich bleiben muß.

Im Mai 1948 rief mich ein Herr an, der von meiner Sammelleidenschaft gehört hatte, und bot mir ein Manuskript von Johann Sebastian Bach an. Sein Name war Robert Sommerhoff, und er sandte mir eine Photokopie der ersten Seite der Bach-Fuge, die in

seinem Besitz war. Robert Sommerhoff – ich wußte sofort, daß er ein Enkel von Robert Schumann sein müsse. Auf die Rückseite der Photokopie hatte er die Geschichte dieses Manuskriptes geschrieben: «Die Bach-Fuge stammt aus dem Besitz meines Großvaters, Robert Schumann. Sie kam nach seinem Tode, gemeinsam mit anderen Autographen, in den Besitz meiner Großmutter Clara Schumann und nach deren Tod in den Besitz meiner Mutter Elise Schumann-Sommerhoff, zusammen mit dem bekannten Schumann-Album, in dem sich unter anderem die Urschrift des «Erlkönigs» von Schubert, die «As-Dur-Polnaise» von Chopin und «Zwei Lieder ohne Worte» von Mendelssohn befanden. Von meiner Mutter habe ich die Fuge geerbt. Die Echtheit des Stückes wurde von meiner Großmutter, Clara Schumann, öfters persönlich bestätigt. New York, 11. Mai 1948, Robert Sommerhoff.» – Er sandte mir sodann auch das Original dieser Bach-Fuge, das ich jedoch nicht erwarb. Aber er besuchte uns, und ich war sehr beeindruckt von der Ähnlichkeit mit seinem Großvater. Es entwickelte sich ein angenehmer Verkehr. Auch seine Frau kam öfters mit ihm zu uns. Die Erinnerungen an seine Jugend (nicht zuletzt an seine Großmutter Clara Schumann), die er oft erzählte, fesselten mich. Besonders die Schilderung, wie er als Knabe die Erlaubnis hatte, einmal in Frankfurt in einer Ecke des Musikzimmers zu sitzen, um zuzuhören, wie seine Großmutter mit Brahms eine Violinsonate spielte.

Robert Sommerhoff war deutscher Kavallerieoffizier, und als er, schon in vorgerückten Jahren, nach Amerika ausgewanderte, wurde er Reitlehrer, ritt Pferde zu und versah zum Schluß sogar Stalldienst im Norden des Staates New York...

Frau Sommerhoff trug häufig eine goldene Barockbrosche, die Claras Eigentum gewesen war. Sommerhoff erwähnte, daß er die Brosche der Filmschauspielerin Audrey Hepburn leihweise für den Schumann-Film zur Verfügung gestellt habe.

Diese Brosche und manch anderes, wie auch Bücher und Noten, wollte Sommerhoff nun verkaufen. Für mich kamen nur Autographen in Frage, und ich erwarb von ihm und seinem Vetter Ferdinand, dem ältesten Enkel Schumanns, der in der damals russischen Zone lebte, einige schöne Briefe Claras an Brahms. Die Briefe von Brahms an Clara sind bekanntlich verschollen. Sie seien angeblich in den Rhein versenkt worden.

In den nachfolgenden Jahren gelang es mir, die Schumann-Sammlung noch zu erweitern. Das Manuskript des Klavier-Trios op. 63 verdient besonders erwähnt zu werden. Auch die Briefsammlung wurde vergrößert. Die ergreifendste Bereicherung der Sammlung ist das aus Brahms' Nachlaß stammende Erinnerungsbüchlein von Clara Schumann für «ihren geliebten Johannes», ein kleines Bändchen, angefüllt mit gepreßten Blumen, die Brahms und Clara auf ihrer gemeinsamen Reise unmittelbar nach Roberts Tod gepflückt hatten. Bei jeder Blume steht eine erklärende Notiz von Claras Hand, und auf der Innenseite des kleinen Albums liegen in zwei kleinen Umschlägen je eine kleine Haarlocke von Robert und Clara. Das erste gepreßte Blatt auf der ersten Seite stammt von dem Kranz, den Brahms auf Schumanns Sarg gelegt hatte.

Die Wittgenstein-Sammlung

Von früher Jugend an war mir diese Sammlung ein Begriff. Sie war im kaiserlichen Österreich angelegt worden, in den Zeiten, als Brahms, Bruckner, Hanslick und manch anderer der Stadt Wien ihr musikalisch-historisches Gepräge gaben. Viel Geschmack und viel Verstand haben am Aufbau dieser Sammlung mitgewirkt. Der Zweite Weltkrieg bedeutete ihr Ende. Große Sammlungen wollten aus Vorsicht in Vergessenheit geraten, sie wurden verlagert oder verkauft, Angst vor Steuern oder Konfiskationen beherrschte das Feld.

Als ich nach dem Kriegsende nach New York kam und mein Interesse an Autographen sich wieder belebte, schrieb ich im November 1947 an Paul Wittgenstein, den einarmigen Klaviervirtuosen, bezog mich auf meine Jugendfreundschaft mit Mitgliedern seiner Familie und fragte ihn, ob er vielleicht etwas wüßte über das Schicksal der schönen Autographen der Wittgenstein-Sammlung. Fast schüchtern fügte ich die Frage hinzu, ob etwa der Erwerb einzelner Stücke möglich wäre. Wittgenstein antwortete, daß er, obwohl ihm selbst ein Anteil gehöre, über «unsere Manuskripten-Sammlung» nichts mitteilen könne. So viel scheine aber sicher zu sein, daß sie unversehrt geblieben war. Er wisse nicht, ob seine in Wien lebenden Verwandten die Autographen «verlagert» hätten oder ob sie schon wieder im Wiener Familienhaus untergebracht seien.

So mußte ich andere Wege gehen, und es gelang mir, herauszufinden, daß John Stonborough, ein Enkel Karl Wittgensteins, der amerikanischer Staatsbürger war, als Sprecher der Familie fungierte und daß tatsächlich die Absicht bestand, gewisse Stücke zu verkaufen. Seine Mutter hatte eine Wohnung in New York, und so konnte ich mit ihm die Verbindung aufnehmen. Er zeigte mir die Liste der Manuskripte, die möglicherweise verkauft werden sollten. Es genügt, wenn ich wenige Stücke anführe, die auf der Liste standen: das A-Dur-Violinkonzert von Mozart, die Beethoven-Sonate op. 109, Haydn-Quartette und ein Satz einer Schubert-Messe. Ich mußte gar nicht erst den Rest lesen, um schlaflosen Nächten entgegenzugehen. Stonborough hatte den Plan, mit der Library of Congress in Washington zu verhandeln, und erwähnte mir auch einen Preis, der ihm – und anscheinend auch der berühmten Bibliothek in Washington – vorschwebte.

Eines Tages, als ich ihn in seiner Wohnung anrief, hieß es, er sei nach Washington gefahren, und man nannte mir das Hotel, wo er gebucht hatte. Dort aber versuchte ich vergeblich, ihn telefonisch zu erreichen.

So rief ich die Library of Congress an und bat, Mr. Stonborough auszurichten, ich hätte angerufen. Gleichzeitig aber sandte ich ihm ein dringendes Telegramm in sein Hotel und bot ihm einen Preis an, der über dem von ihm genannten Verhandlungspreis lag. Nach altbewährtem Prinzip nannte ich eine Zahl, die meine Verhältnisse weit überstieg. – Ich wartete den ganzen Tag, nichts rührte sich. Aber bald, wohl schon am nächsten Tage, wurde mir bekannt, daß der Verkauf zu einem unter dem von mir gebotenen Preise zustande gekommen war.

Einige Zeit nachher war ich in Washington und besuchte die Library of Congress. Wie nicht anders zu erwarten war, kam das Gespräch auf die Wittgenstein-Manuskripte, und Dr. Spivacke, der Direktor, sagte lächelnd: «Als Mr. Stonborough bei uns war und mir gemeldet wurde, daß Sie ihn telefonisch von New York aus gesucht hatten, wußte ich sofort, daß Gefahr im Anzug war. So ordnete ich an, daß er nicht mehr «freigelassen» werden dürfe und daß er bei uns zu verpflegen sei, bis er die Unterschrift auf den Vertrag gesetzt hätte.» Nachträglich erfuhr ich, daß Stonborough weder mein Telegramm noch Kenntnis von meinem Telefonanruf erhalten hatte.

Ein kleiner Trost wurde mir allerdings zuteil. Ein Bruckner-Manuskript war nicht auf der Liste, die der Library of Congress vorgelegt worden war. Es war die Partitur der 1. Symphonie, völlig eigenhändig von Bruckner geschrieben. Sie lag in der Stonborough-Wohnung in New York. Ein Verwandter der Familie brachte mich dorthin, und ich kaufte das wunderschöne Manuskript auf der Stelle. Ich verließ die Wohnung, das in starkes Papier verpackte, zuge schnürte Paket unter dem Arm. Aber bevor ich aus dem Hausflur in die Park-Avenue hinaustrat, übermannte mich die Erregung. Ich öffnete das Paket, um einen Blick auf das Stück zu werfen – und blieb wie angewurzelt stehen. Eine fremde Schrift – und doch vertraut! Was war geschehen? Ein kurzes Blättern, und dann erfaßte ich es:

Mrs. Stonborough hatte sich geirrt und statt des Bruckner-Manuskripts ein C-Dur-Klavierkonzert von Mozart eingepackt. Ich sollte wohl zurückgehen, so dachte ich sofort – oder hatte ich vielleicht wirklich das Mozart-Konzert gekauft? Es war kein Zeuge zugegen gewesen. Sammler und Jurist in einer Person diskutierten erregt im Hausflur. Aber warum eigentlich? Ist das Bruckner-Manuskript nicht von himmlischer Schönheit? Ich ging zurück in die Wohnung und erzählte den Sachverhalt. Mrs. Stonborough schrie laut: «Um Gottes Willen, das ist Pauls Mozart-Konzert!» Mit Paul war natürlich Paul Wittgenstein gemeint. Und sie brachte die Bruckner-Partitur, schlug sie in das gleiche Papier ein, und ich verließ endgültig und sicheren Schrittes den Schauplatz.

Ein kommunistischer Krösus

Er ist ein Produkt des 20. Jahrhunderts. Und wenn man etwas guten Willen hat, so ist er erklärlich. Christliche Nächstenliebe, Mitleid mit den Besitzlosen, ein schlechtes Gewissen, Haß gegen seinesgleichen, besonders reiche Familienmitglieder – das sattsam bekannte Kreuzfeuer, aus dem es kaum ein Entrinnen gibt.

Im Jahre 1953 trat der Sohn eines bedeutenden Sozialistenführers des vorigen Jahrhunderts mit der Frage an mich heran, ob ich einen Interessenten wüßte, der etwa 25 Originalbriefe von Jenny Marx, der Gattin von Karl Marx, und von Jenny Longuet, beider Tochter, zu kaufen bereit wäre. Ich fand den Krösus: Er hieß Giangiacomo Feltrinelli und war einer der reichsten Männer Italiens und zugleich ein weithin bekannter Kommunist. In Mailand hatte er ein Verlagshaus und gründete die Bibliotheca Feltrinelli, die seinen politischen Idealen diente. Ich schrieb ihm im Juli 1953 und gab als meine Adresse ein Hotel am Lido von Venedig an. Schon nach zwei Wochen erschien er bei mir am Lido, und nach kurzer Ver-

handlung unterschrieben wir einen Kaufbeziehungsweise Verkaufsvertrag und konnten getrost ins Meer steigen.

Ich blieb mit Feltrinelli in Verbindung, meine eigene Sozialisten-Sammlung diene als Motor. Im Jahre 1954 traf ich ihn in Zürich und brachte meine Sammlung mit, die er für seine Bibliothek erwerben wollte und gottlob nicht erworben hat. Es stimmt mich heute noch traurig, daß ich in Venedig die Briefe von Jenny Marx ihm überließ, anstatt sie für mich selbst zu kaufen. Es waren Briefe von größter Bedeutung, in denen sie ausführlich das Leben und die Tätigkeit von Karl Marx beschrieb, besonders seine Arbeit am «Kapital», eingehend Fragen des Sozialismus und der «Internationalen» behandelte, die Kommune in Paris erörterte und ein eigenhändiges Manuskript von Friedrich Engels einschloß, das sich mit dem Thema «Irische Volkslieder» befaßte. (Die irische Frage nahm in der Korrespondenz einen breiten Raum ein.)

Wiederholte Pläne für ein neuerliches Treffen verwirklichten sich im Sommer 1955. Feltrinelli lud mich mit meiner Frau und meiner jüngeren Tochter nach Portofino ein. Dort hatte er einen schönen Besitz und eine Segeljacht mit Bemannung. Ich bewahre die lebendigste Erinnerung an eine Fahrt auf dieser Jacht in der Bucht von Portofino. Wir waren vier Personen. Es war einer jener klaren, recht stürmischen Tage, überstrahlt von azurblauem Himmel. Schon nach kurzer Zeit verfiel meine gänzlich seuntüchtige Tochter jener Krankheit, die Todeswünsche auslöst. All mein Drängen, die Vergnügungsfahrt zu kürzen, wurde mit Hinweisen auf die Schönheit der Natur zu entkräften versucht. Feltrinelli wollte zu dieser Zeit gerade einen Brief des Prinzen Krapotkin aus meiner Sammlung erwerben, und bei jeder Woge, die sich über Deck ergoß, erhöhte ich wuterfüllt im Geiste den Preis des Krapotkin-Briefes, so daß er bei der Landung unverkäuflich war.

Nach diesem Treffen in Portofino habe ich Feltrinelli nicht mehr gesehen. Er wurde

viel diskutiert, als er Pasternaks «Dr. Schiwago» in seinem Verlag publizierte, aber erst sein mysteriöser Tod füllte über Wochen die Spalten der Weltpresse und gab zu den verschiedenartigsten Gerüchten Anlaß.

Ich habe Feltrinellis Briefe aus meiner generellen Korrespondenz nunmehr herausgenommen und sie in meine Autographensammlung eingereiht, wo sie in der Abteilung Sozialismus und Kommunismus eine dauernde Stätte gefunden haben.

*Kallir bietet einen Brief
Wilhelm Tells an*

Ich veröffentlichte 1974 einen «Mardi Gras»-Katalog, einen sogenannten «fictitious Catalogue», der nicht existierende Autographen zu nicht angegebenen Preisen anbot. Wenn Albert Einstein mir 1952 geschrieben hatte: «... mit einem Zigeuner, wie ich es war, der allem gern die komische Seite abgewann», so durfte auch ich es wagen, mich einmal der komischen Seite des Autographensammelns, die sich mir oft zeigte, zu widmen.

Der «Mardi Gras»-Katalog enthielt unter Nr. 6 einen Brief von Wilhelm Tell, der wie folgt beschrieben war: «Er lebte, falls überhaupt, im 14. Jahrhundert. Eigh. Brief m. Unterschrift (6 Zeilen) in Schweizer Dialekt. Datiert 16. November 1307, Altdorf, Hohle Gasse 1A. Ein kurzer Brief, adressiert an einen A & P-Laden, in dem Tell ein Pfund guter, mittelgroßer Äpfel bestellt.» - Der Zürcher «Tages-Anzeiger» brachte einen langen Artikel über diesen Brief unter dem Titel: «Tell-Dokument im Stadthaus ausgestellt.» Dem außerordentlich witzigen Zeitungsartikel folgte ein zweiter am 2. April 1974 mit der Erklärung, daß viele Leser das Datum des 1. April übersehen hätten. Die Folge waren dreißig Telefonanrufe an das Stadthaus gewesen mit der Anfrage, wann das Tell-Dokument besichtigt werden könne.

Der Chef der Musikabteilung der Library of Congress in Washington schrieb: "I am absolutely delighted with 'Autographs Special Edition 1974'. When I am through with it, I shall put it into our collections where it will be unique and, of course, priceless."

Das Eramushaus der Bücher in Basel schrieb: «Der «Mardi Gras»-Katalog ist

ein Volltreffer! Selten haben wir so gelacht. »...*

Rudolf F. Kallir

* Vgl. den reich dokumentierten Text über das verwandte heitere Thema der erfundenen Bibliotheken, den die Redaktion im *Librarium* I/1967 auf S. 29ff. abdruckte: Pierre-Gustave Brunet, *Essai sur les bibliothèques imaginaires*, Paris 1889.

IDELETTE CHOUET (GENÈVE)

LA CONQUÊTE DU MONT-BLANC ET SON ICONOGRAPHIE

Parmi les innombrables représentations iconographiques dont le Mont-Blanc a fait l'objet depuis le dernier quart du XVIII^e siècle, quelques gravures présentent un intérêt tout particulier, car elles se rapportent à la conquête du sommet et au premier séjour prolongé dans le massif. Cet intérêt est d'autant plus grand pour les Genevois qu'un de leurs concitoyens, Horace-Bénédict de Saussure, a joué un rôle de premier plan dans cette grande aventure.

Dès son plus jeune âge, il se passionna à la fois pour les sciences et pour la montagne. Il faisait des courses dans les environs de Genève, qu'il parcourait non seulement pour le plaisir de marcher et de grimper ou pour admirer de beaux paysages, mais avec le désir de pénétrer plus avant dans la connaissance de la nature et d'en percevoir les secrets, tant dans le domaine de la botanique que de la physique et de la géologie. Très tôt, il fut fasciné par le Mont-Blanc, dont il envisageait la cime comme absolument inaccessible: «Dans mes premières courses à Chamouni, en 1760 & 1761¹, j'avois fait publier dans toutes les paroisses de la vallée que je donneroie une récompense assez considérable à ceux qui trouveroient une route praticable pour y parvenir. J'avois même promis de payer les journées de ceux qui feroient des tentatives infructueuses². »

Ce n'est pas ici le lieu de relater les diverses tentatives qui furent faites pour découvrir les voies d'accès au sommet. De Saussure en parle en détail dans les tomes 2 et 4 de ses *Voyages*. Signalons toutefois qu'un autre Genevois, Marc-Théodore Bourrit, peintre, graveur et chantre de la cathédrale, passionné lui aussi de montagne, prit une part active à cette exploration du Mont-Blanc, sans avoir jamais la satisfaction de parvenir au sommet. Il est l'auteur de plusieurs des planches qui illustrent les *Voyages* de de Saussure, qu'il accompagna dans sa tentative de mi-septembre 1785, par l'Aiguille du Goûter.

Le 8 août 1786, enfin, le jeune médecin chamoniard Michel-Gabriel Paccard et Jacques Balmat, chercheur de cristaux, de la même région, réussirent l'ascension de la cime du Mont-Blanc en faisant un seul bivouac et avec un équipement rudimentaire (pl. 1 et 2).

Aussitôt qu'il apprit la grande nouvelle, de Saussure se mit en route pour essayer de suivre leurs traces, mais le mauvais temps persistant le contraignit à renoncer, cette année-là, à l'expédition tant désirée. L'année suivante, Jacques Balmat, qu'il avait chargé de guetter le moment favorable, l'avertit au cours du mois de juin que début juillet serait vraisemblablement propice à